

## Universitätsgottesdienst, 6.11.2022

### Predigt zu Jesaja 6,1–12 und John Taverner's *Svjatyj*

Prof. Andreas Schüle

Liebe Gemeinde,

das Kirchenjahr geht seinem Ende entgegen. In zwei Wochen ist Ewigkeitssonntag, in drei Wochen der 1. Advent. Es ist eine eigentümliche Zeit. In den nächsten Wochen denken Christinnen und Christen über das Ende aller Dinge nach, über Vergänglichkeit und vielleicht mehr denn je über die eigene Verletzbarkeit. Es ist eine Zeit für Spaziergänge auf den Friedhöfen und stillen Orten, um an die Menschen zu denken, die wir vermissen. Und dann eine Woche später beginnt die freudige Erwartung auf Weihnachten und der Weg zur Krippe.

Tod und Leben, Trauer, Melancholie, Hoffnung und Freude – all das liegt eigentümlich nahe beieinander. Es ist fast so, als würde man zwischen den Zeiten stehen und dabei zurück und zugleich nach vorn schauen. Da ist Verlustschmerz und Hoffnungsahnung, noch nicht recht loslassen können und sich doch ausstrecken wollen.

Draußen, außerhalb der Kirchentüren ist davon wenig zu spüren. Da taucht nun so ganz allmählich die erste Glitzerdeko auf, die ersten Weihnachtsmänner schleichen sich noch etwas verstohlen in die Regale der Kaufhäuser. Und spätestens, wenn man im Leipziger Hauptbahnhof dann – Wochen zu früh – mit „Stille Nacht, heilige Nacht“ beschallt wird, weiß man, dass es wieder die Zeit im Jahr ist, wo man – vielleicht – an so etwas wie ein heile, helle Welt glaubt. Und wenn nicht, dann gibt es wenigstens wieder Stollen – und Glühwein auf dem Weihnachtsmarkt.

Für Christinnen und Christen ist diese Zeit allerdings kein langsames Hinüberdämmern in das alljährliche Weihnachtsidyll. Es ist die Zeit zwischen den Zeiten, wo Gott unendlich fern und zugleich ganz nah zu sein scheint. Es ist

eine Zeit, in der die Zeit selbst den Atem anhält, weil alles in Frage steht, weil die Gewissheiten von gestern nicht nach morgen führen. Es ist eine Zeit ohne Heimat, weil der Weg dorthin erst noch gefunden werden muss.

In eine solche Zeit zwischen den Zeiten gehört *Svjatyj*, das liturgische Stück für Cello und Chor, das wir gleich hören werden. Es ist moderne und doch alte Musik. Geschrieben wurde es von John Tavener, einem charismatischen britischen Komponisten, der sich von den liturgischen Gesängen des orthodoxen Christentums inspirieren ließ. *Svjatyj* heißt „heilig“, und so beginnen auch die gottesdienstlichen Gebete: „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser!“ Für die orthodoxen Kirchen öffnet sich mit der Anrufung Gottes als dem Dreimalheiligen der Himmel für die, die auf der Erde sind. Wer Gott so anruft und sich ganz in dieser Anrufung verliert, wird hineingenommen in den Chor der Engel, die vor Gottes Thron singen. In der Unmittelbarkeit Gottes bleibt die Zeit, die uns sonst unbarmherzig durchs Leben treibt, stehen. Nichts fehlt mehr, nichts muss mehr hinzukommen. Im Dreimalheilig ist alles versammelt – alle Zeit in einem Moment.

In der Bibel ist es der Prophet Jesaja, der einen solchen Moment erlebt. Wir haben es vorhin in der Schriftlesung gehört. Als irdischer Mensch steht er im himmlischen Tempel Gottes und hört die Serafim das Dreimalheilig einander zurufen – ein Erlebnis, das ihn fast das Leben kostet, weil kein Sterblicher dafür gemacht ist. Vor dem heiligen Gott zu stehen, ist keine religiöse Wohlfühlübung. Das ist nicht der „liebe Gott“, der harmlos und nett durch manches zeitgenössische Christentum schwebt. Wer vor dem heiligen Gott steht, stirbt und wird zugleich neugeboren. Jesaja werden glühende Kohlen zum Mund gereicht, die verbrennen und läutern. Erst nachdem das geschehen ist, ist alles Faule und Falsche von seinen Lippen ausgelöscht, und erst jetzt kann er die Worte des Dreimalheiligen in den Mund nehmen. „Hier bin ich, sende mich“, sagt Jesaja.

Die großen Momente, von denen die Bibel berichtet, sind solche, in denen Menschen dem Dreimalheiligen begegnen. Das sind abgründige und heilvolle Momente zugleich – Momente, an denen sich ein Leben gabelt, an denen sich zeigt, was in die Vergangenheit gehört, und was eine Zukunft vor sich hat. Es braucht diese Unterbrechung der Zeit, weil sonst nichts sterben und nichts neu

werden kann. Es braucht die Erhebung zu Gottes Heiligkeit hin, weil sonst nichts wichtig wird, sondern alles müßig und mittelmäßig bleibt. Wenn uns diese Zeit des Kirchenjahres etwas geben will, dann einen Sinn für das Heilige, das unverfügbar Kostbare, das unerschöpfliche Geheimnis, aus dem alles Leben kommt.

Diese Erhebung zum Dreimalheiligen vollziehen die orthodoxen Kirchen in Gestalt der göttlichen Liturgie. Und genau für diesen Ort komponierte Tavener sein *Svjatyj*. In der orthodoxen Liturgie gibt es üblicherweise keine Musikinstrumente, weil sich nur durch die lebendige menschliche Stimme Gottes Lob zum Himmel erheben kann. Hier ist das anders, weil das Cello den Ort des Bildes Christi, der zentralen Ikone einnimmt, auf die die Gemeinde während des Gottesdienstes schaut. Der Ton des Cellos ist klingendes Bild und geht durch das gesamte Stück hindurch dem Chor voran. Dieser Ton weist dem „dreimal Heilig“, das der Chor singt, den Weg durch Täler und Höhen. Es sind traurige und helle Farben, die Hand in Hand gehen – so wie der Christus mancher Ikonen ein weinendes und zugleich ein lachendes Auge hat. Sie werden es hören, wie das Cello voranfliegt, Klangräume öffnet, in die sich dann auch der Gesang hineintastet. Diese Klangräume erzählen ein ganzes Leben – das Leben Christi und in dessen Spiegel auch unseres.

Am Schluss holt das Cello den Chor dann noch ein letztes Mal ab und zieht ihn mit sich in die Höhe. Immer in drei Schritten zeigt der Klang nach oben wie auf einer Leiter, die in den Himmel reicht. Das ist die Erhebung zum Dreimalheiligen und das Einstimmen in den Gesang der Engel vor Gottes Thron. Und doch bleibt es bei einer letzten Unerreichbarkeit. Die letzten drei Töne, die letzten drei Sprossen auf dem Weg hinauf gehören dem Cello; der Chor folgt nicht mehr nach. Diese letzten Schritte zu Gott liegen außerhalb dessen, was ein vergänglicher Mensch erreichen kann – wie auch der Jesaja aus unserer Lesung nur den Gewandsaum Gottes sehen kann; so nahe kommt er an Gott heran, aber die letzten drei Stufen zu Gottes Thron bleiben im Verborgenen.

Diesen letzten Weg, diese letzten drei Stufen werden wir erst gehen, wenn wir sterben – und neu geboren werden. Dieser Glaube des orthodoxen Christentums liefert uns wieder an der Türschwelle der Zeit im Kirchenjahr ab, die vor uns liegt – zwischen Totensonntag und 1. Advent, zwischen Trauer und

Hoffnung, zwischen der Erkenntnis der Endlichkeit und der Erwartung des Ewigen, zwischen einer Welt, die stirbt, und einer Welt, die neu wird.

Ich wünsche uns allen, dass wir diese besondere Zeit – dieses Jahr mehr denn je – in ihrer ganzen Tiefe und Höhe bewusst erleben und dass wir das Dreimalheilig, das wir nun hören, mitschwingen lassen in unseren Gedanken und den vielen gesagten und ungesagten Worten – Svjatyi bozhe „Heiliger Gott, erbarme dich unser!“,

Amen.